

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 133.

Donnerstag, 8. Juni.

1916.

(27. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Beder (Wiesbaden).

„Also Peter Petrowitsch“ — er hatte sich abgewandt und seinen früheren Platz wieder eingenommen — „also die Geschichte ist einfach die, daß mein Bureauvorsteher, wie sich jetzt herausstellt, das letzte Testament des General Pastuchow verloren hat und in meiner Abwesenheit, ich war gleich nach dem Tode des Generals nach Paris gereist, das frühere Testament in Kraft hat treten lassen. Als ich nach Petersburg zurückkam, hat er davon geschwiegen, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich durch den Rechtsanwalt Orlovsky vor einigen Wochen hörte, daß das Testament angezweifelt würde. Eine Witwe, mit der sich Pastuchow kurz vor seinem Tode verlobt haben soll — so viel ich mich erinnere, war im letzten Testament von einer Frau Lepeschowa die Rede, ist diejenige, die die ganze Geschichte aufgerührt hat — der Teufel weiß, woher sie von der Sache Wind bekommen — jedenfalls stehen wir, Sie und ich, nun als die Blamierten, wenn nicht noch als etwas Schlimmeres da. Ich als Notar, bei dem so etwas vorgekommen, Sie, als der Zeuge, der das Testament unterschrieben. So dachte ich mir“ — Iwanow sprach jetzt ganz langsam, jedes Wort betonend — „daß es das beste ist, wenn wir einmütig erklären, daß auf Befehl des Verstorbenen das zweite Testament noch vor dem Tode des Generals vernichtet wurde, denn sehen Sie, Peter Petrowitsch, was hilft es uns, wenn man meinen Bureauvorsteher für den Schwindel bestraft, den armen Kerl, der eine große Familie hat, wohl gar nach Sibirien schickt — an der Sache ändert das doch nichts, das Testament ist nun einmal fort, und, wie gesagt, der Vorfall ist für uns beide schlimm, kann mich mein Notariat und Ihnen Ihr Fortkommen zerstören. Also sagen Sie, Peter Petrowitsch, wie stellen Sie sich zu der Sache?“

Galachow schien sich, während der Notar sprach, von seinem Schrecken nach und nach erholt zu haben, denn statt, daß die Worte Iwanows ihn, wie es des Notars Absicht, noch mehr verwirrt hätten, hatte er im Gegenteil die Zeit, während er zuhörte, zur Überlegung benutzt. Das Resultat war ein vollständig anderes, als es Iwanow erwartet.

„Verzeihen Sie, Alfons Iwanowitsch, alles, was Sie mir erzählt, ist für Ihren Bureauchef und auch für Sie recht schlimm, das läßt sich nicht leugnen, aber ich begreife nicht, was ich damit zu tun habe. Ich habe das Testament für die Zeugin mitunterschrieben, für die alte Wirtschafterin, die des Schreibens nicht kundig war, damit müßte doch aber auch die Sache für mich zu Ende sein. Ich bin weder zur Testamentsöffnung gerufen noch auch sonst befragt worden, außer vor einigen Tagen durch den Rechtsanwalt, dem ich die Wahrheit gesagt. Was geht es mich an, was mit dem Testament geschehen, ich war doch nicht zum Güter desselben bestimmt — wie können Sie mich glauben machen wollen, daß man mich für die Geschichte verantwortlich machen kann. Wollen Sie Ihren Bureauvorsteher schützen, so sieht Ihnen das frei, ich werde mich hüten, eine falsche

Aussage zu machen, erst dann würde ich zum Schuldigen werden und eine Sünde vor Gott und den Menschen begehen.

Ich gebe zu, daß mich die Sache erst erschreckt und erregt hat, jetzt aber, nachdem Sie mir alles erklärt, bin ich ganz ruhig. Niemand kann mir etwas vorwerfen, niemand einen Verdacht gegen mich haben, ich habe mit der Sache nichts zu tun, und damit ich mich ganz davon befreie, werde ich gleich morgen früh der heiligen Synode von dem Vorfalle Kenntnis geben.“

Der Notar sprang auf. Das hatte er doch nicht erwartet. Er hatte in dem Priester einen kindlich Gläubenden vermutet, der über Fragen der Kirche und Religion hinaus ein Unerfahrener, in weltlichen Dingen Unwissender sei, jetzt mußte er einsehen, wie sehr er sich geirrt: Daß er den Mann durch das vorerzählte Märchen zur Besinnung gebracht, ihn zum Verstehenden gemacht. Vielleicht glaubte er ihm kein Wort, hatte jetzt Verdacht gegen ihn selbst — die Haltung, die er so plötzlich angenommen, zeigte deutlich, daß er sich befreit fühlte, die durchdringenden Blicke, womit er ihn ansah, ließen erkennen, daß ein Verständnis in ihm aufgegangen war. Das war ja nett — er fühlte ein Niefeln über seinen Rücken gehen, sah sich schon im grauen Kittel die Reise nach Sibirien antreten. Wenn nun auch sein letztes Wort versagte, mußte er sich anders zu helfen suchen. Das wäre eine schöne Geschichte: Der elegante Lebemann, Alfons Iwanowitsch, in Sibirien, fern von Petersburg, vom Ballett, den schönen Frauen. Er suchte sich Mut zu machen, indem er in Gedanken scherzhafte Betrachtungen anstellte, dabei war ihm ganz unheimlich, ein bitterer Geschmack lag auf seiner Zunge: Wenn die Geschichte herauskam, war er verloren. Ein impertinenter Kerl, dieser Boppe, er stand da vor ihm mit übereinandergeschlagenen Armen und sah auf ihn herunter, als wollte er im nächsten Augenblick einen langen Sermon ansagen und sein Gewissen aufriitteln: „Alfons Iwanowitsch, wenn hier gesündigt ist, retten Sie Ihr Seelenheil“ — fast glaubte er schon die Worte zu hören. Der Teufel mochte ihn holen, er würde sich schon allein mit seinem Seelenheil abfinden, wenn er nur erst den Hals unversehrt aus der Schlinge hätte. Also en avant — der letzte Vorstoß — wurde auch dieser abgeschlagen, dann blieb nur noch eine Hilfe: Schleunige „Auswanderung“ — so schnell würden sie nicht hinter ihm her sein, daß er nicht noch bis Paris käme, den Rest der Million dort verzehren könnte. Schlimmstenfalls über Finnland mit einem Boot, vielleicht aber auch direkt mit dem Nord-Express, erste Klasse Schlafwagen, er wäre nicht der erste, der fortgekommen, und einmal draußen, in Frankreich oder sonstwo, ließ man ihn schon in Ruhe, man machte nicht gern Aufsehen, sie hatten genug im Lande selbst zu tun, gingen schon an, überall herumzusehen, in allen Verwaltungen, das würde ihnen bald über den Kopf wachsen, sie bedauerten gewiß schon, daß sie mit den sogenannten Revisionen überhaupt angefangen. Das ganze Be-

amentum mühten sie hinter Schloß und Klappe setzen, da würden sie sich hüten, auch noch Deute aus dem Auslande zurückzuholen.

Die letzten Gedanken hatten ihn neu belebt, er gab sich einen Ruck und trat zu Galachow hin. Erst einmal mit diesem Geloten fertig werden, fort von unter diesen Augen, die ihm Geständnisse erpressen zu wollen schienen — weiß Gott, die Rollen waren vertauscht, er mußte sich daranhalten, daß er sich nicht unterkriegen ließ.

„Das ist eine ganz besondere Auffassung, Peter Petrowitsch, die Sie haben. Ich muß sagen, Sie setzen mich in Erstaunen — und noch eins: Fühlen Sie denn gar kein Mitleid mit dem armen Kerl, der, wenn er gesündigt, dies doch ohne bösen Willen getan? Ich sagte Ihnen ja, er hat das Testament verloren, und statt mir zu telegraphieren oder zu schreiben, hat er in seiner Kopflosigkeit eine solche Dummheit gemacht, ja, eine Dummheit, das ist das richtige Wort — und wenn Sie auch vielleicht recht haben, daß man Ihnen nicht viel tun kann, allein schon der Umstand, daß Sie vor die Gerichte müssen, Scherereien haben, viele Sie doch verdächtigen werden, ein Makel an Ihnen hängen bleibt, ist doch schon genug. Ihre Vorgesetzten werden gewiß nicht erfreut sein und Sie gleich zum Archimandriten machen. Ich verstehe wirklich nicht, warum Sie gleich hinlaufen und die Sache an die große Glocke bringen wollen, also mit einem Wort, ich komme nochmals auf meine erste Idee zurück, die uns, ich sage das ganz offen, alle drei — meinen Bureauvorsteher, Sie und mich — vor allen Weilläufigkeiten behüten soll, und Peter Petrowitsch“ — er war noch näher an ihn herangetreten — „das wird ja nicht umsonst von Ihnen verlangt, was würden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen ein hübsches Schmerzensgeld, sagen wir: Fünfzigtausend, dafür böte. Na, wie steht es, hat die Sache jetzt ein anderes Gesicht?“

Galachow hatte, als der Notar zu sprechen angefangen, die Hand erhoben, als ob er damit andeuten wolle, daß alles weitere Reden unnützlich sei, er wisse, was er zu tun habe — bei den letzten Worten ließ er den Arm sinken, sein Gesicht war bleich geworden, seine weitgeöffneten Augen suchten den Boden, als ob er scheue, dem anderen ins Gesicht zu blicken. Er brachte auch keinen Ton heraus — stumm stand er da, nur in seinem Gehirn gespensterte die Summe, die ihm jener da vor ihm mit so leichten Worten angeboten: Fünfzigtausend — mein Gott, mein Gott. Mit einem Male heraus aus all den Plagen und Sorgen des Lebens, keine Vorgesetzten mehr, keine getäuschte Hoffnung, daß es einmal besser werden müsse, fort aus der Stadt, ein Gürtchen gekauft, ruhig und friedlich könnte er leben, brauchte sich nicht mehr herumzudrücken, konnte sich satt essen und seine Familie sättigen. Ein Versucher, der ihm das alles vorgaukelte, ein Versucher — und vielleicht einer, der es nicht einmal ernst meinte, ihn auslachen würde, wenn er zugriff.

Langsam hob er den Kopf und schielte unter halbgeschlossenen Lidern zu dem Notar herüber.

Der schien ganz sorglos, hatte sein Zigarrenetui herangezogen und ihm eine Zigarette entnommen, jetzt sah er sich suchend im Zimmer, wohl nach Bündelhölzchen um, und Galachow, es wie eine Erleichterung empfindend, daß er sich bewegen, etwas tun konnte, ging schnell zum Tisch und brachte ein Schächtelchen Bündelhölzer. Mit Hast strich er eins an und hielt es mit zitternder Hand dem Notar hin, und während jener in aller Ruhe die Zigarette anrauchte, trafen sich über der kleinen aufblühenden Flamme die Augen beider Männer. Da hatte Iwanow verstanden, er hatte gesiegt.

Ganz geschäftig jetzt, als ob die Sache schon vollständig besprochen sei, sagte er:

„Also, ich gebe Ihnen einen Scheck und Sie schwören mir vor dem Gottesbilde, daß Sie tun werden, was ich Ihnen gesagt.“

Galachow bewegte nur den Kopf, sprechen konnte er nicht, er wandte sich um und schritt nach der Ecke, in der er vorher sein Gebet verrichtet. Der Notar war ihm gefolgt und horchte auf die Worte, die jener jetzt

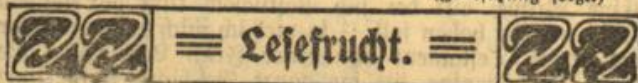
mit leiser, bebender Stimme vor sich hersagte, dann zog er ein Scheckbuch aus der Tasche, ließ sich von Galachow Feder und Linse geben und schrieb.

Als jener danach griff, legte Iwanow schnell die Hand darauf:

„Noch eins, Peter Petrowitsch, der Schwur, den Sie eben geleistet, der war allein für Sie. Für Ihr Gewissen, das Sie damit gefesselt haben, für mich spielt dieses Stückchen Papier eine weit größere Rolle. Sie haben angenommen, ein Zurück gibt es jetzt nicht mehr. Was Ihnen droht, wenn Sie sich verraten, Ihnen als Priester, wissen Sie — also hüten Sie sich um Ihrer selbst willen, und nun hören Sie aufmerksam zu, was ich Ihnen noch zu sagen habe, eine kleine Instruktionsskunde, damit Sie keinen Mißgriff machen.“

Als der Notar nach einer halben Stunde das Haus des Geistlichen verließ und wieder in seinem Coupé saß, wollte er erst, als ob nun alles gelungen sei, vor sich hinpeifen, ein paar Töne eines Operettenwalzers brachte er auch über die Lippen, dann wurde sein Gesicht ernst, er dachte eine Weile nach: „Aufschub gewonnen, ich kann jetzt ruhig überlegen. Ich glaube aber, daß ich doch nach Paris muß, jedenfalls werde ich dem Crédit Lyonnais Order geben, mein Geld flüssig zu machen, um es an sein Pariser Haus zu schicken, auch einen Paß will ich mir besorgen, dann noch einige Tage warten, was Orlowsky weiter tut, und wenn es sein muß — Adieu Pieter, auf nach Frankreich. Die Zeit, die ich gewonnen, ist mit dem Scheck nicht zu teuer erkauft. Verflucht mir, daß ich von der Million nicht wenigstens dem alten Weibe damals die paar tausend Rubel hingeschickt, dann wäre all das nicht passiert.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Wahre fördert; aus dem Irrtum entwickelt sich nichts, es verwickelt uns nur. Goethe.

Deutsche Sprachinseln in Norditalien.

Der siegreiche Ansturm der österreichisch-ungarischen Truppen hat die Italiener aus ihrer ersten großen Verteidigungsstellung geworfen und trägt den Kampf nun ins feindliche Gebiet hinein. Dabei hat die österreichische Oberste Heeresleitung das ursprüngliche Deutschtum der verwelschten Gebiete in Südtirol dadurch besonders betont, daß sie in ihren Heeresberichten statt der italienischen die alten deutschen Namen der Städte und Ortschaften nennt. Solche „Sprachinseln“, wie sie hier in Tirol noch vielfach das deutsche Element kennzeichnen, gibt es aber auch in Norditalien; auch hier warten „unerlöste“, und zwar deutsche Gebiete auf die Befreiung vom Welschtum, dem sie jahrhundertlang widerstanden haben, um an ihrer germanischen Eigenart festzuhalten. Man unterscheidet zwei Gruppen dieser Sprachinseln; die eine Gruppe liegt in Venetien und umfaßt rund 1200 Familien mit 6500 Köpfen, die andere in Piemont mit rund 5000 Seelen. Die größte, fast rein deutsche Gemeinde in Venetien ist Tischnwang, an der Südseite der Karnischen Alpen, in einem Nebental des Tagliamento. Sie zählt rund 1200 deutsche Einwohner und wurde im 15. Jahrhundert von kärntnerischen Bergleuten gegründet, die zur Ausbeutung verlassener Silberbergwerke ins Land kamen. Die Mundart ist auch heute noch kärntnerisch. Dann kommt die Gemeinde Bloden im oberen Piavetal mit ebenfalls rund 1200 Seelen. Zehn Kilometer davon liegt in einem schlecht zugänglichen Gebirgstal Zahre mit etwa 900 Einwohnern. Dieser Ort hat sich besonders sein altertümliches deutsches Aussehen bewahrt. Die Sprache ist bairisch. Am bemerkenswertesten ist das sogenannte Cimberland, sieben Gemeinden nördlich von Vicenza. Es sind Abkömmlinge von bairisch-schwäbischen Einwanderern, die im 11. Jahrhundert als Lehensmänner bayerischer Fürstengeschlechter, als Forstgehilfen und Waldarbeiter in diese Hochebene kamen. Woher der Name Cimberland stammt, ist nicht klar. Jedenfalls steht so viel fest, daß es keine Nachkommen versprengter Cimberer sind. Vielleicht kommt der Name von Zimbermann oder Zimberer, wie im Mittelalter die Wald- und Holzarbeiter genannt wurden. Auch heute ist die Mehrzahl noch Holzarbeiter, die Kübel, Eimer und dergl. zur Winterszeit herstellen und inf

Sommer damit in die Ebene als Händler hinabziehen. Die Sprache ist ein fast reines Mittelhochdeutsch. In dieser Sprache sind auch die Todesanzeigen, Nieder- und Festreden gedruckt, während die amtliche Schul- und Kirchensprache italienisch ist. Es gibt eine eigene Timbergrammatik nebst Wörterbuch; überhaupt haben die Leute, die wahrlich nicht an Überfluß leiden, verhältnismäßig große Summen für den Druck alter Handschriften aufgebracht. Viele Jahrhunderte haben sie ihre Eigenart tapfer bewahrt, und bei ihrer bekannten Widerstandskraft ist zu hoffen, daß es ihnen auch weiterhin gelingen wird. Aber 6000 Seelen umfassen die drei Gemeinden. In Piemont gibt es zwei getrennte deutsche Sprachinseln: die Gemeinden des Tosatales und die Gemeinden am Ost- und Südabhang des Monte Rosa. Im Tosatal liegt die Gemeinde Pommat mit rund 500 Einwohnern, bestehend aus sieben Weilern. Die Vorfahren der heutigen Bewohner sind im Mittelalter aus dem Wallis eingewandert.

Um die Erhaltung des Deutschtums ist es nicht allzu gut bestellt; Schul- und Kirchensprache ist italienisch. Es findet eine ziemlich starke Auswanderung nach Amerika statt, wo die Leute als „Schweizer“ in Molkereien Beschäftigung finden. Hier kehren die Ausgewanderten allerdings bald zu ihrem Deutschtum zurück und sprechen ihr Schweizerdeutsch. Kommen sie später wieder in die Heimat, so gebrauchen sie auch wieder ihre deutschen Namen und ihre deutsche Sprache. Deswegen ist ein völliges Verschwinden dieser deutschen Sprachinsel, wie es mit der aus dem 13. Jahrhundert stammenden deutschen Kolonie Ornavassa im unteren Tosatal der Fall ist, vorläufig noch nicht zu befürchten. Von den sieben Gemeinden am Monte Rosa kann nur der Ort Rimella in einem Nebental der Sesia mit seinen rund 1100 Einwohnern als reindeutsch bezeichnet werden. Größtenteils deutsch ist auch Issime im Dstal, von 1800 Einwohnern etwa 900 Deutsche. In den übrigen Gemeinden überwiegen die Italiener, teils mehr, teils weniger. Bemerkenswert hierunter sind die beiden Orte Gressoney St. Jean (deutsch „Unterteil“ mit rund 1000 Einwohnern) und Gressoney la Trinité (deutsch „Oberteil“ mit etwa 200 Einwohnern) insofern, als hier neben dem italienischen der deutsche Sprachunterricht in der Schule gestattet wird, während in den übrigen oberitalienischen deutschen Gemeinden das Deutsche in den Kreis der Familie zurückgedrängt ist. Auch die Vorfahren der Deutschen am Monte Rosa dürften im 12. und 13. Jahrhundert aus dem Wallis ausgewandert sein. Sie ernähren sich heute teilweise vom Bergbau, teilweise sind sie Marmorstaßleute, als solche weit über die Grenze hinaus bekannt. Die Gressoneyer sind Händler, ihre Heimat wird bei den Wallisern das Krämerthal genannt. Je abgechiedener die Gemeinden liegen, desto reiner hat sich das Deutschtum erhalten, nicht nur in der Sprache, sondern auch in der Pflanzart der Häuser, in Sitten und Gebräuchen. Eine Ausnahme bildet Gressoney. Hier hat gerade der lebhafteste Handelsverkehr mit Deutschland erhaltend auf das Deutschtum gewirkt.

22 ≡ Bunte Welt. ≡ 22

Aus der Kriegszeit.

Feldgraue Turner in Feindesland. Uns wird geschrieben: Wie ich eines Morgens durch die Straßen von Lille wandere, entdeckte ich überall kleine rote Plakate. Neue Bekanntmachungen des Gouvernements an die Zivilbevölkerung? Neugierig trete ich heran und lese: „Deutscher Turnabend im Palais Rameau. Auskunft wird im Soldatenheim erteilt.“ Hier angekommen, treffe ich den Leiter des Heims, Unteroffizier Friedrich (Seminaroberlehrer in Leipzig), der, voller Feuereifer für die edle Sache, zu mir meint: „Sie müssen auf jeden Fall kommen und sich das ansehen!“ Und so wandere ich an einem herrlichen Sommerabend den Boulevard Bauban entlang hin zum Palais Rameau. Ein imposantes Gebäude, eine Riesenhalle, errichtet für Ausstellungszwecke im Gartenbauwesen. In der Vorhalle befindet sich eine mächtige Marmortafel, auf der ich als Förderer des Werkes die Namen finde: Jules Grévy, Präsident der französischen Republik, Paul Cambon, Präsekt des Nordens. Jetzt aber steht vor dem imposanten Gebäude unter der in Gold auf Marmor angebrachten Inschrift „Palais Rameau“ auf einer gewaltigen Holztafel weithin leuchtend zu lesen „Deutsche Turnhalle“. Und die Franzosen, die den herrlichen Boulevard entlang lustwandeln, bleiben erstaunt stehen, lugen durch das Blättergewir und suchen die neue Inschrift zu entziffern. Die ge-

waltigen Tore sind geöffnet. Und wer hineinspäht in die Riesenhalle, der sieht dort, wie sich Hunderte und Aberhunderte deutscher Soldaten, bekleidet nur mit Hemd und Hose oder dem leichtesten Drillanzug, munter umherstummeln und an Red-, Barren-, Sprungständer und anderen Geräten die erstaunlichsten Turnkunststücke vollführen. So weit ich das feststellen konnte, waren an diesem Abend etwa 800 Turner anwesend, Leute aus allen Waffengattungen, aus fast allen militärischen Stadien und aus den verschiedensten deutschen Gauen. Das ist wohl der beste Beweis dafür, wie vollständig das Turnen in Deutschland geworden ist, einmal durch die überall eingeführte Einrichtung des Schulturnens, dann aber auch dank der unermüdlichen Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Turnvereins. Die Turnabende in Lille verlaufen genau so, als wenn es sich um ein Vereinsturnen in der Heimat handle. Zuerst findet ein Rürtuenen statt, dann folgen systematisch aufgebaute Freiwüngen und hierauf die Übungen in einzelnen Riegen mit dem Wechsel der Geräte. Als Turnwart fungiert ein Fachmann, ein Berliner Oberlehrer, der mit trefflicher Sicherheit die Riesenschar dirigiert. Auch eine Athletenabteilung ist schon eingerichtet. Stämmige Burschen handhaben hier zentnerschwere Gewichte, als handle es sich um Spielbälle. Ferner ist dem deutschen Turnspiel ein breiter Raum geöffnet. Und sogar eine „Alte-Herren-Riege“ soll demnächst gegründet werden, denn schon jetzt finden sich neben jungen, leichtfüßigen Burschen auch bedächtige, stark ergraute Landstürmer ein, die alle freudig gekommen sind, als der Ruf erscholl: Deutsche Turner, auf zum Streite, tretet in die Bahn! Die militärischen Rangunterschiede sind natürlich aufgehoben, abgesehen davon, daß man an Hemden keine Treppen oder Achselstücke haben und sich nicht mit dem ein Portepée tragenden Leibriemen umgürten kann, wenn man einen Riesenaufschwung am Red oder einen Handstand am Barren vorführt. Der Fortturner einer Riege ist eben der gewandteste, der sicherste Turner, wenn auch militärisch oft nur Gemeiner, aber in seiner Riege findet er Unteroffiziere, Feldwebel, Zahlmeister, Leutnants. Und dieses echt kameradschaftliche Verhältnis trägt die schönsten Früchte. Deutsches Turnen in Feindesland. Das ist auch ein herrliches Zeichen deutschen Geistes, deutscher Art. (Zens. Bln.)

Die Begründung der preussischen Seeherrschaft in der Nordsee. Der stolze Seesieg, den unsere Flotte in der Nordsee errungen hat, löst uns mit berechtigter Genugtuung auf die kleinen Anfänge vor einem halben Jahrhundert zurückblicken, in denen überhaupt erst die Grundlage für die Herrschaft Preußens in der Nordsee gelegt wurde. Die preussische Marine war ja in ihrer Ausbildung zunächst nur auf die Ostsee angewiesen; der Versuch der Gründung einer „Nordseeflotte“ durch den Deutschen Bund im Jahre 1848 scheiterte, als bald danach der Hammer des oldenburgischen Rates Hannibal Fischer ihre Reste verfeigerte. Nun übernahm Preußen in der Entwicklung einer deutschen Marine die Führung und ging schrittweise zielbewußt vorwärts. Als die wichtigste Tat in diesem Bestreben, sich Segelung in der Nordsee zu erwerben, muß die Gewinnung des Jadegebietes im Jahre 1853 angesehen werden, denn der Aufschwung der Flottenbewegung war ja für Preußen von dem Besitz eines Hafens in der Nordsee abhängig, und nur durch die Festsetzung einer Jadeemündung war der Bau eines großen Kriegshafens möglich, wie wir ihn nun in Wilhelmshaven unser eigen nennen. Die günstige Lage des Jadegebietes für die Beherrschung der Nordsee war bereits von Napoleon I. erkannt worden; er besahl die Ausarbeitung eines Planes, durch den man hier einen Flottenstützpunkt gegen England gewinnen könne. Aber die Wendung des Kriegsglücks verhinderte ihn, auf deutschem Grund und Boden einen Hafen gegen die Engländer zu erhalten. So tauchte der Gedanke erst mit den Flotten Gründungen des Jahres 1848 wieder auf, und es war eine kleine Schrift „Preußen an der Nordsee. Eine Tagesfrage“, die weitere Kreise in Preußen auf die Bedeutung des damals zu Oldenburg gehörenden Jadegebietes hinwies. Der „Marineprinz“ Adalbert von Preußen wurde dann zum Hauptvertreter dieses Gedankens; die Jade wurde zum wichtigsten Kriegshafen Deutschlands ansersehen, und Verhandlungen wegen Abtretung eines Gebietsteiles an der Jadeemündung wurden eingeleitet. In Oldenburg ließ man diesen Anerbietungen ein sehr geringes Ohr, da man hoffte, den Schutz der oldenburgischen Schifffahrt nunmehr unter die preussische Flagge stellen zu können, und so kam am 20. Juli 1853 der Vertrag zustande, in dem Preußen zur Anlage eines Kriegshafens das Jadegebiet erwarb. Die Vorbedingung für die Entwicklung der deutschen Marine, die nun mit dem neuen Sieg über die Engländer auf die Höhe ihrer westgeschichtlichen Stellung gelangt ist, war damit gegeben. Daß man schon damals die Tragweite dieser Erwerbung erkannte, beweisen die Worte, die A. Jordan 1856 in der ersten „Geschichte der preussischen

Kriegsmarine" sprach: „Nicht in der Erwerbung der wenigen Morgen Landes obdenburgischen Gebietes liegt die Bedeutung, sondern in der Tatsache, daß Preußen in die Reihe der Seemächte faktisch eingetreten ist und den einzigen Kriegshafen der deutschen Nordsee besitzet wird. Seltener haben sich an Gebietserwerbungen Hoffnungen so tief ernster Natur geknüpft und selten so vorwärtsdrängende Bedingungen sich mit denselben verbunden, wie in diesem Falle, wo Preußen um den bedeutungsvollen Preis, eine Kriegsflotte zu unterhalten, in die Reihe der Nordseestaaten, in die Reihe der Seemächte und an die Spitze des handelspolitischen Lebens in Deutschland im weitesten Sinne trat, wo die neue maritime Wertkraft den Grund zur selbständigen Stellung legte.“

Die Zukunft des preussischen Soldatenpferdes. Die Hauptheimat des preussischen Soldatenpferdes ist bekanntlich Ostpreußen, wo schon seit den Tagen der alten Pruzzen die Pferdezucht gepflegt wurde und durch immer größere Vervollkommnung schließlich ein ebenso anspruchsloses wie edles, überaus zähes und leistungsfähiges Militärpferd gewonnen wurde. Durch den Einbruch der Russen und die damit verknüpfte allgemeine Erschütterung der Verhältnisse schien nun die Provinz vor der völligen Vernichtung dieser seit langem auf so hoher Stufe stehenden Ergebnisse züchterischer Tätigkeit zu stehen. Man mußte befürchten, daß von den edlen Zuchtstuten nicht mehr viel übrig geblieben sei, zumal das Zuchtgebiet in erster Linie in dem von den Russen so schwergeschädigten Litauen liegt. Wie Geh. Rat Hansen in der amtlichen Denkschrift zum Wiederaufbau Ostpreußens und in seiner Arbeit über die Landwirtschaft der Provinz unter dem Einfluß des Krieges in den bei S. Fischer erscheinenden Ostpreussischen Kriegsheften nun des näheren auf Grund eines reichen Materials ausführt, sind diese Befürchtungen glücklicherweise nicht eingetroffen. Wohl sind die Schädigungen, die die Pferdezucht erlitten hat, sehr groß, aber doch nicht so, daß der Fortbestand der Edelzucht in Frage gestellt wäre. Ihrer Beschaffenheit nach ist sie auf der Höhe geblieben, die sie errungen hatte, und die Zahl der Zuchtstuten wird in einer Reihe von Jahren wieder erreicht werden. Trakehnen, der Grundstein und Mittelpunkt der ostpreussischen Pferdezucht, hat deshalb nicht gelitten, weil sein Bestand vor dem Feinde in Sicherheit gebracht werden konnte; ebenso wurden die Hengste des Zuchtgestütes Witzen und fast sämtliche Hengste der Landgestüte gerettet. Unter dem Einfluß des 1732 „aus Sumpf und Strauch“ entstandenen Stutammes Trakehnen, das 1787 zum Landgestüt erhoben wurde, ist die Zahl der in Ostpreußen gezogenen Remonten allmählich immer größer geworden. Seit 1833 brauchte die preussische Armee keine Pferde mehr im Ausland zu kaufen, und vor dem Kriege erwarben außer der preussischen auch noch die Armeeverwaltungen von Bayern, Sachsen und Württemberg alljährlich etwa 2000 Remonten in Ostpreußen. Diese außerordentlich hohen Zahlen werden nach dem Kriege nicht gleich wieder erreicht werden können. Von den im Trakehner Stutbuch eingetragenen Zuchtstuten sind zwar weniger durch die Russen verloren gegangen, als man annahm, aber doch immerhin von 8363 1190. Durch Aushebungen für Militärzwecke wurden 929 Stuten verloren. Im ganzen hat das Zuchtgebiet durch die Kriegereignisse unmittelbar 2501 Stuten eingebüßt, durch Verkauf und Tod 1441. Das ist etwa die Hälfte des ganzen Bestandes, und ähnlich liegen die Verhältnisse in der gesamten ostpreussischen Warmblutzucht, so daß von 50 000 Stuten in Ostpreußen etwa 25 000 eingebüßt worden sind. Trotzdem ist der Fortbestand der Zucht gesichert, weil es gelang, das wertvollste Zuchtmaterial zu retten und weil die erhaltene Hälfte der Stuten in der Qualität über dem Durchschnitt steht. Suchte doch jeder Züchter und Besitzer bei der Flucht, wenn er nicht alles in Sicherheit bringen konnte, seine besten Stuten mitzunehmen. Außerdem wurden von den Militärverwaltungen aus den Remonte-Depots 4000 vierjährige Stuten den ostpreussischen Flüchtlingen zugewiesen, die ebenfalls über der durchschnittlichen Zuchtqualität stehen, und nach dem Kriege beabsichtigt die Militärverwaltung, eine erhebliche Anzahl von ostpreussischen Stuten ihrer Heimat wieder zuzuführen. Daß die Zucht des ostpreussischen Soldatenpferdes zwar an Zahl geschwächt, aber an Qualität nicht geschädigt worden ist, haben die während des Krieges in Regierungsbeziel Gumbinnen abgehaltenen Pferdekonnen bewiesen, auf denen nicht nur Fohlen, sondern auch Stuten vorgeführt wurden. Von den 4322 angemeldeten Tieren wurden 738 Stück prämiert; die Qualität erwies sich als über alles Erwarten vortrefflich. Bei der großen Liebe, die der Litauer und überhaupt der ostpreussische Züchter der Pferdezucht entgegenbringt, bei seinem großen Verständnis für Zucht, Haltung und Behandlung der Tiere ist zu erwarten, daß alle Schäden bald wieder ausgeglichen werden, ja daß die Zucht des Militärpferdes in einigen Jahren wegen der vorzüglichen Qualität der erhaltenen Tiere sogar noch auf einer höheren Stufe stehen wird als vor dem Kriege. Diese Erhaltung der ostpreussischen Edelzucht ist nicht nur für die Provinz von großem Wert, sondern noch viel wichtiger für die Sicherheit des gesamten Vaterlandes, das auch für die Zukunft einer ausreichenden Anzahl von so trefflichen Soldatenpferden bedarf, wie sie Ostpreußen geliefert hat und weiter liefern wird.

Neues von Jakob Burckhardt. Aus dem Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse, der demnächst erscheinen wird, teilt Erich Vohset in der „Deutschen Rundschau“ weitere interessante Proben mit, und besonders ist es die Gestalt des „großen Köbi“, wie die Vasler den genialen Geschichtsforscher nannten, die in ihrer menschlich beschriebenen Größe ergreifend hervortritt. Der sonst so verschlossene und mürrische Professor hing ja an dem Jugendfreund Heyse, der ihm von seiner Berliner Zeit her innig vertraut war, mit einer sonst bei ihm kaum hervortretenden Wärme und Herzlichkeit; alle seine Arbeiten begleitet er mit liebevoller Anteilnahme, preist seine Novellen in Versen, die ihm „unter den Lebenden keiner nachmacht“, schlägt ihm Änderungen in dem von ihm sonst sehr bewunderten Drama „Hans Lange“ vor und sucht ihm durch Stoffe, auf die er bei seinen Studien stößt, Anregungen zu geben. So skizziert Burckhardt ausführlich in einem Brief vom 19. Juni 1864 ein Drama aus der serbischen Geschichte, das die berühmte Schlacht auf dem Amselfelde behandeln soll, von Heyse aber nicht ausgeführt wurde. Er teilt ihm eine Geschichte mit, die dann ihre Ausgestaltung in der herrlichen Novelle Heyses „Die Kaiserin von Spinetta“ fand. Mit einem an Gottfried Keller gemahrenden köstlich herben Humor spricht er von sich selbst: „Ich meinstetils lebe hier als arbeitssamer Geschichtsprofessor und bin zufrieden, wenn alles bleibt, wie es ist, nicht weil alles perfekt wäre, sondern weil man bei vorrückenden Jahren keinen sonderlichen Gewinn mehr erwartet.“ Sein großgeplantes Seitenstück zu der „Kultur der Renaissance“, die „Kunst der Renaissance“, von der dann nur der Architekturband erschien, hatte er bereits zu sieben Achten ausgearbeitet, aber für ungenügend befunden. „Mein Trost ist, daß ich mich wenigstens vor der großen Arbeit nicht gefürchtet habe. Nun halte ich meine geringe literarische Laufbahn überhaupt für abgeschlossen und befinde mich jetzt beim Quellenlesen sehr viel wohlter und zufriedener, da ich nur für den Unterricht und nicht mehr für mögliche Bücherschreiberei studiere und egerpiece. Der historische Markt ist ohnehin stark überfüllt und wird es, wenn Frieden bleibt, noch mehr werden. Zudem ist vor 10 Tagen mein guter braver Verleger gestorben, und nun kommen meine opera omnia, davon noch Vergeslasten vorhanden sind, in eine Masse, d. h. sie werden vielleicht von irgend einem Abyssus in Leipzig verschlungen, eine Weile zu herabgesetztem Preis ausbezogen und dann vermarkuliert, worauf ich mit heißer Ruhe und einer wahren geheimen Freude herniederschau. Meine Erholung ist: Abends nach 8 Uhr im Kaffeehaus (scil. Weinhäus) oder in Gesellschaft zu schwätzen, Samstagabend auf ein nahe Dorf und Sonntagnachmittag auch wohl etwas weiter zu wandern. Der Musik gehe ich seit Jahren aus dem Wege, der vielen Anechtenschaft halber, die sich daran hängt, dafür habe ich mir aber wieder ein Piano zugetan und musiziere für mich.“ Ein Gefühl, das zwischen dem großen Dichter und dem großen Gelehrten eine Seelenverwandtschaft schuf, war die gleiche Liebe zu dem alten Italien, dem Wunderlande der Antike und der Renaissance. Wie mißtrauisch aber Burckhardt, der tiefblickende Kenner der Weltgeschichte, dem neuen Italien gegenüberstand, beweist ein Brief vom 13. Januar 1890, in dem er dem Freunde für die Übersendung seiner prachtvollen Übersetzungen aus italienischen Dichtern dankt. Es schimmert durch diese Worte die Ahnung, die für uns heute zur Gewissheit geworden ist, wie wenig die modernen Italiener die deutsche Liebe für ihr Land, die in Heyses Künstlergestalt geradezu verkörpert war, dankten. „Als demnächst 72jähriger und etwas kränklicher Mensch“, sagt Burckhardt, „habe ich mich allmählich von manchen Studien und Interessen abgewandt und muß jedesmal, wenn der Lektionscatalog gerüstet wird, fragen, ob ich wohl das nächste Semester noch auf den Bahnen sein werde. . . . Deine Lorbeergeränzen von Brind und Astori an haben alle ein gar viel anderes Italien erhofft als das, welches gegenwärtig so oder so ausgebeutet auf dem Boden liegt, und auch die edlen Garibaldiener haben für ein anderes gekämpft. Es hat etwas ungemein Wehmütiges zu sehen, wie diese Dichter glaubten, die alten Einrichtungen und Menschen allein seien es, welche ihrem und ihres Volkes Glück im Wege ständen. Jetzt weiß man, wer eigentlich empor wollte und wirklich empor gelangt ist. Nun thust Du, lieber Freund, in rührender Weise das Mögliche, damit auch dies neuere Italien auf die Deutschen einen geistigen Eindruck mache, Gott lohne Dir's!“